

Blick auf Roosevelt.

Von Hermann Wahr.

Wien, 16. April.

Ich war doch sehr neugierig, ihn zu sehen. Es ist ja nicht alltäglich, einem zu begegnen, der (so las ich doch!) Löwenjagden im Gesicht hat. Und nun die Ueber- raschung! Nämlich entweder bin ich Löwenblind, oder er sieht in der Tat gar nicht ungewöhnlich aus. Ganz so wenig ungewöhnlich, wie man auch bei uns in jenem Gewerbe meistens aussteht. Nur mit einem einzigen Unter- schied, freilich: er macht gar kein Hehl daraus. Er gibt sich kein anderes Gesicht, als ihm Gott gegeben hat; er ist offenbar ganz zufrieden damit. Auf den ersten Blick sieht man ihm an, daß er zu den Menschen gehört, die es nicht nötig zu haben glauben, sich auf die Beize zu stellen. Er macht weder den Staatsmann noch den Cow- boy; er setzt offenbar voraus, daß man dies alles ohne- dies weiß. Seine Distanz ist, daß er gar keine An- strengung macht, sich zu distinguieren. Wenn er von fürstlichem Geblüt wäre, würden wir das altadelig finden. So finden wir es demokratisch.

An Hamburger Stammtischen, beim Frühstücken, sieht man Gesichter von dieser Art. Da gibt es meistens den vergnügten reiferen Assessor, der die saftigen Ge- sichten erzählt; er geht gern mit hohen Wassertriefeln ins Rohr, Rosspohn verschmätzt er nicht, die Hofart preußischer Landräte ist bei ihm mit einer behaglichen großbürgerlichen Bonhomie vermischt, und dem Ganzen gibt der Kneifer einen gelehrten Zug. Zu solchem Assessor, um Hamburg herum oder in der Wejergegend, fehlen Roosevelt nur die Schminke; die Farbe hat er ganz. Weil man aber weiß, daß es Roosevelt ist, fällt einem ein Gedächtniswort Walt Whitmans ein: O tan- faced prairie-boy! Ob wohl der Assessor, wenn er von der Entenjagd kommt, oder auch nur vom Tennis, ganz ebenso tan- faced ist.

Werkwürdig sind die Augen. Während nämlich sonst dieser ganze Mensch sich gehen läßt, sind sie immer auf der Hut. Sie scheinen alles einzufangen, aber ja nichts herzu- geben, nichts von ihm zu verraten, ja nicht. Der Zwider schüßt sie. Und hinter dem Zwider hat er noch eine ewig laugende Weltvergünstigkeit sitzen, durch die nichts von ihm herausdringt, von ihm selbst.

Und dann wird man zu dem großen Staatsakt zu- gelassen: der Händedruck kommt. Darin ist er wirklich Meister. Und so töricht es klingen mag, dies hat mir wirk- lich einen Eindruck gemacht. Durch Assoziation nämlich, weil mir einfiel: das ist nun derselbe Händedruck, den Tausende von freien Amerikanern beglückt mit nach Hause genommen haben! (Wie die Engländer in Salzburg einen Span von dem Tisch mitnehmen, an dem Mozart Die Zauberflöte komponiert hat.) Er ist aber auch danach: ein Händedruck, den man sich wirklich mitnehmen und auf- heben kann; und von einer vagen, anonymen, an die ganze Menschheit adressierten, wogenden, rauschenden Herz- lichkeit: Seid umschlungen, Millionen!

Nun beginnt er zu sprechen. Und diese Stimme, der man anhört, daß sie einen kleinen Raum nicht mehr ge- wohnt ist, diese Stimme, die mit dem Händedruck an Herzlichkeit weiterzehen will, diese Stimme, die jedes Wort mit Energie ladet, ist vielleicht das Einzige, was etwas von ihm selbst verrät: seinen sehr starken Trieb, jeden Menschen, den er jemals streift, festzuhalten und sich ihm unverzüglich zu machen. Diese Stimme weiß, daß sie zu- sagen, das Wort ersetzen muß. Er hat keine Zeit, seine Worte zu wählen; er wird wohl jedem ungefähr dasselbe sagen, seit Jahren und überall. Aber da hilft nun die Stimme mit ihrem warmen Klang nach und jeder meint, so warm und froh kann sie doch nur für ihn geklungen haben! Und diese Stimme hallt einem nach, wie weiland Coquelins schmetternde Trompete.

Und nun, wenn man ihn sprechen hört, versteht man auch erst, was einem alle Amerikaner sagen, die man nach ihm fragt. Sie sagen immer: He's quick! Aber wie schnell er ist, von welcher verblüffenden und ent-

nerwenden und überrennenden Schnelligkeit, dazu muß man ihn reden hören. Man weiß dann erst, was schnell ist. Einen ganzen Auszug seiner Persönlichkeit (oder der Persönlichkeit, die er sein will) und seinen Lebensertrag ballt er in ein paar Worte zusammen und wirft sie einem ins Gesicht und — lacht. Denn man sieht ihm dabei das Vergnügen an, das er selbst daran hat, wie er die Technik des großen Mannes handhabt! Es gehören prachtvolle Krerven dazu, sich so den ganzen Tag un- ausgeföhrt der bewundernden Menschheit vorzuführen, in einen Händedruck, ein Nicken und zwei Sätze zusammen- gedrängt, und mit der Verpflichtung, jede Minute sein eigenes Denkmäl zu sein. Ich bewundere an den großen Männern, die in unserer Zeit (ich bitte um Entschuldig- ung für den Ausdruck, aber mir fällt in der Eile kein anderer ein) auf den Markt geworfen werden, nichts so sehr, als daß sie im Stande sind, ihre eigene Technik aus- zuhalten.

Das Beste, was ich je über Roosevelt gehört, hat Johannes W. Jensen gesagt. Nämlich, daß Roosevelt sich nie gezwungen gesehen habe, „Entdeckungstreffen in sein Inneres zu maagen“. Er ist ein vollkommener Außen- mensch. Er nimmt offenbar nur auf, frißt die ganze Welt in sich hinein und — wird froh und stark davon.

Eine Begegnung Roosevelts mit dem päpstlichen Nunzius.

Wien, 16. April.

Ein Zufall, der so diplomatisch ist, daß nicht die Hand des blinden Unglücks allein ihn herbeigeführt haben dürfte, hat heute den päpstlichen Nunzius mit Mr. Roose- velt zusammengebracht. Monsignore Granito di Bel- monte stattete dem neuen amerikanischen Botschafter Mr. Kerens einen Gegenbesuch ab, als noch die zum Dejeuner geladenen Gäste versammelt waren, und der Vertreter der Kurie und der vom Papst nicht empfangene ehemalige Präsident bekamen dadurch Gelegenheit zu einem längeren freundlichen Gespräch.

Man scheint im Vatikan doch empfunden zu haben, daß die Ermahnung des Staatssekretärs Merry del Val an Roosevelt, in der Methodistenkirche nicht zu sprechen, wenn er eine Audienz beim Papst erhalten wolle, einen Eindruck hervorgerufen habe, dem irgendwie entgegen- gewirkt werden müsse. Roosevelt bemühte sich zwar, die Bedeutung der Angelegenheit, da er persönlich durch sie betroffen war, herabzudrücken. Nachdem er den Tat- bestand, soweit es nötig war, dargelegt hatte, tat er sein möglichstes, um zu beschwichtigen; er erklärte seinen Landsleuten in Rom, es wäre nicht zu rechtfertigen, wenn man den Zwischenfall zum Anlaß einer Kontro- verse machen wollte, er suchte den Botschafter, den Empfang, zu dem auch Methodisten erscheinen sollten, abzusagen, und hat den Bürgermeister von Rom, in seinem Triumpfzug jede Anspielung zu unterlassen. Er konnte aber nicht verhindern, daß in America auch in katholischen Kreisen der Vorfall ganz freimütig beurteilt wurde. Der Amerikaner ist an religiöse Dulds- amkeit gewöhnt; aus dem Bedürfnis nach religiöser Duldsamkeit und Freiheit ist das amerikanische Staats- wesen entstanden, und wer eine Zeitlang amerikanische Luft geatmet hat, dem erscheint es unbegreiflich, daß es da und dort noch anders sein kann. Eben darum hatte Roosevelt die Bedingung, die ihm auferlegt wurde, nicht angenommen. „Meine Landsleute, Katholiken und Protestanten, werden“, so schrieb er nach New York, „bestimmt fühlen, daß ich als Amerikaner nicht anders handeln konnte.“ Man hat es tatsächlich gefühlt und sich danach geäußert, und diese Äußerungen müssen auch nach Rom gedrungen sein. Es ist aber für den Vatikan gar nicht gleichgültig, welche Ansichten über sein Verhalten die amerikanischen Katholiken haben; es sind von dort her zuweilen schon sehr selbstbewußte Worte herüber- gekommen.

Die Tendenz zu korrigieren, aus der die Mahnung an Roosevelt hervorgegangen war, hat gewiß weder der

päpstliche Staatssekretär noch der päpstliche Nunzius beabsichtigt; wahrscheinlich aber sollte durch eine elegante Höflichkeit bestätigt werden, daß in jenem Ereignis nichts gesucht werden dürfe, was Roosevelt persönlich und seine Hunderttausende von Anhängern verletzen könnte. Es sollte ein Konflikt zwischen der Ergebenheit der Gläubigen für Rom und der Macht der Volkstümlichkeit vermieden werden; das wird ja wohl der Zweck des klugen Zufalls gewesen sein. Aber der Zwischenfall hat mehr gesagt, als der klügste Zufall berichtigt.

Die Begegnung zwischen Mr. Roosevelt und dem Nunzius vollzog sich auf folgende Weise: Nunzius Fürst Granito di Belmonte beabsichtigte, dem neuen amerikanischen Botschafter Kerens, der ihm vor einigen Tagen eine Antrittsvisite abgestattet hat, einen Gegenbesuch zu machen, und kündigte diesen für heute nachmittags halb 3 Uhr an. Nun gab bekanntlich Mr. Kerens heute nachmittags zu Ehren des Mr. Roosevelt im „Hotel Bristol“, wo er gegenwärtig noch logiert, ein Dejeuner. Da dieses um halb 3 Uhr noch nicht beendet war, wurde der Nunzius von Mr. Kerens gebeten, seinen Besuch auf 3 Uhr zu verschieben.

Als nun der Nunzius um diese Zeit mit dem Auditor Monsignore Rossi im „Hotel Bristol“ erschien, war das Dejeuner bereits zu Ende, und die Gäste des Mr. Kerens waren im Rauchsalon versammelt. Man sah hier Mr. Roosevelt in zwangloser, heiterer Unterhaltung mit dem Minister des Neußern Grafen Lehrenthal, dem Botschafter Freiherrn v. Hengelmüller und den anderen Gästen des Botschafters. Der Nunzius wurde vom Hoteldirektor in die Appartements des amerikanischen Botschafters geleitet und angemeldet. Botschafter Mr. Kerens kam dem Kirchenfürsten entgegen, begrüßte ihn und führte ihn in den Rauchsalon, wo er ihn mit Mr. Roosevelt bekannt machte.

Mr. Roosevelt und der Nunzius kamen in ein animiertes Gespräch, das eine geraume Zeit währte. Nachdem der Nunzius noch mit anderen Persönlichkeiten gesprochen hatte, verließ er nach halbstündigem Aufent- halte das Hotel.

In den Kreisen der amerikanischen Kolonie wird die Vermutung ausgesprochen, die Begegnung des Nunzius mit Mr. Roosevelt sei keine zufällige gewesen.

Der Aufenthalt Mr. Roosevelts in Wien.

Wien, 16. April.

Das Programm des zweiten Tages, den der gewesene Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Wien verbrachte, war noch reichhaltiger als das gestrige und bot Mr. Roosevelt Gelegenheit zu einem Auto- mobilausflug nach der interessanten und landschaftlich schön gelegenen Burg Kreuzenstein am linken Donauufer, wo der Besitzer und Restaurator des historischen Bauwerkes Graf Hans Wilczek den illustren Gast begrüßte. Das Dejeuner nahm Mr. Roosevelt auf der amerikanischen Bot- schaft, von wo aus er nachmittags in Gesellschaft des Fürsten Fürstenberg die Jagdausstellung besuchte. Die großartige Exposition, die ihrer Vollendung entgegengeht, schien auf Mr. Roosevelt einen starken Ein- druck zu machen. Er erklärte sie für das interessanteste Schauspiel dieser Art, das er bisher gesehen habe, und sprach den Wunsch aus, wenn es ihm irgend möglich sei, vor seiner weiteren Reise auf dem Kontinent nochmals nach Wien zurückkehren zu können, um die fertiggestellte Ausstellung in Augenschein zu nehmen.

Um 6 Uhr war Mr. Roosevelt Gast des Kaisers bei einer ihm zu Ehren veranstalteten Hofstafel in Schönbrunn. Die Konversation, die der Kaiser mit Mr. Roosevelt in französischer Sprache führte, war un- gewöhnlich lebhaft. Der Kaiser, der schon in der gestrigen Privataudienz den vormaligen Präsidenten der nord- amerikanischen Republik nach seinen Jagderlebnissen in Afrika befragt hatte, ließ sich heute einzelne besonders interessante Details dieser Reise eingehender schildern, welchem Wunsche der amerikanische Gast mit sichtlichem

er wie ein Kalbner, wie ein Prädikant aussah. Zum mindesten gleich er einem Gelehrten, einem Professor, eher einem Akademiker als einem Schauspieler. Es war ziem- lich schwer, sich ihn um dreißig Jahre jünger zu denken, diesen ernststen Mann in die Zeit seines Frühsummers zurückzuberufen, wo er als Siboyer die kleine Tabak- pipe, die ihm auf vornehmstem Ball aus der Prack- tasche fiel, so drollig beugte und ihr vorwurfsvoll drohte: „Dich führe ich nicht mehr in Gesellschaft.“

Allein man wundert sich nicht mehr über den schein- baren Widerspruch zwischen Beruf und Persönlichkeit, sobald man die Memoiren dieses Mannes gelesen hat, wenn auch nur den ersten Band; vorderhand ist ja nicht mehr erschienen. Da spricht auf jeder Seite ein ge- diegener, frühzeitig gefestigter Charakter, eine metallene Stimme, die keines falschen Tones fähig ist, ein Lebens- kämpfer, der vor dem härtesten Kampf nicht zurückschreckt, dem mit sich selbst. Got wurde in Paris geboren, doch von bretonischen Eltern; er stammt aus jener alten armorikanischen Provinz, aus der den Franzosen von jeher die härtesten Schlägel kamen. Der Vater, ein kleiner Gerichtsbeamter, ließ ihm die bestmögliche Erziehung an- geben. Im Collège Charlemagne traf er mit Mit- schülern zusammen, von denen mancher einer glänzenden Zukunft entgegenging: Emile Augier, Edmond About, der Herzog von Nemours. Er verläßt die Weisheitsfabrik mit einem wohlgefüllten Schulack, ist nun ein guter Katechete, kein schlechter Grieche, auf Du und Du mit den widerhaarigsten Rassistern. Zum Brotstudium auf der Hochschule fehlt das Geld. Er fühlt auch keinen bestimmten Drang in sich, keine ausgesprochene Veranlagung. Das Theater zieht ihn an, aber nicht mit jenem Lockruf, der sonst auf junge Leute am stärksten wirkt, nicht von der schauspielerischen Seite. Er will Theater d i e t e r werden,

verwechelt natürlich Begeisterung mit Begabung und schreibt das für jugendliche Schwärmer obligatorische Trauerspiel. Da er aber schon für seinen Lebensunterhalt zu sorgen hat und Prosa ihren Mann gewöhnlich besser nährt als Poesie, so wird er Mitarbeiter des „National“, eines sehr angesehenen Blattes, und übersetzt nebenher, für 30 Francs per Bogen, den heiligen Basilus. Der künftige Figaro als französischer Dolmetsch eines griechischen Kirchenvaters — auch kein alltägliches Bild.

Nachgerade erwacht ihm nun auch der Gedanke an die Schauspielkunst. Zu ihr gelangt er, selbstam genug, auf dem Wege der Reflexion. Von einem unwider- stehlichen Triebe keine Spur. Er stürzt nicht in die vierte Galerie, drängt sich nicht zum Statistendienst, um wenigstens die Luft des heißersehnten Paradieses zu schnuppern, hält sich dies für den vorbestimmten Nach- folger vielbesetzter Bühnengrößen, verfolgt nur mit wachsender Teilnahme alles, was auf Pariser Brettern vorgeht. Er ist ganz im allgemeinen ein Freund des Theaters, und die weil er es schon als Dichter erobert will, so fragt er sich eines Tages: warum nicht auch als Schauspieler? Warum nicht Auteur und Acteur in einer Person? Also: warum nicht Molière, warum nicht Shakespeare? Dem Dichter geht nun freilich bald der Atem aus. Sein Trauerspiel wird nicht angenommen, und nach dem unvermeidlichen Verzweiflungsanfall muß er zugeben, daß die Ablehnung wohlbegründet war. So bleibt ihm nur der Schauspieler. Besitzt er aber auch das nötige Talent, beruht nicht auch dieser Gang auf einer bedauerlichen Selbsttäuschung? Er prüft Herz und Nieren, mustert wie ein Seelenanatom seine Anlagen und Eigenschaften, möchte seinen innersten Menschen un- wenden, um das Geheimnis seiner Persönlichkeit zu erlauschen, unternimmt tastende Versuche, fühlt sich ent- müdet, kehrt wenig zum heiligen Basilus zurück, rafft sich wieder empor, läßt sich wieder fallen, schwebt wirklich langend und bonanzend in ewiger Weisheit. Doch der Dämon

hat ihn schon beim kleinen Finger: Bühnentriumphe bieten zwar dem Schauspieler keinen Nachgenuss, gleiten sozusagen nur auf der Haut hin, aber sie sind das Un- mittelbare, Plötzliche, bares Geld, und sie locken mich jetzt in einer Weise, daß ich jetzt schon zu behaupten wage: auch reich geworden, möchte ich kaum auf die Coullissen verzichten.“ Nicht das Geld lockt ihn, sondern das Theater an sich. Ja, aber doch das Theater in einem weiteren oder vielmehr engeren Sinne, der verhöllte Bühnenraum, das Coullissenleben mit seinen freieren Um- gangsformen, der Verkehr mit Künstlern, Schriftstellern, nicht zum wenigsten mit schönen begehrenswerten Frauen. „Nun ja, was Wunders! Ich bin jung!“ ruft der Neun- zehnjährige, sein Lebensrecht in starkem Tone fordernd. „Die Bühne hat es mir nun entschieden angetan. Dieses Geheimnisvolle, diese Coullissen, diese padenden Emotionen, der intime Verkehr mit Meisterwerken, die Erfolge, die allabendlichen Kämpfe vor der Menge und, was weiß ich — das Menschliche läßt sich am Ende nicht bändigen — dieses vertraute Zusammenleben mit Frauen, der wogende Busen des Fräuleins Pleshy... und im Notfall die schönen Kostüme!“ Derlei Dinge sind ja für die Theaterleidenschaft der meisten jungen Leute der einzige Köder und Kitzel. Der junge Got sucht aber doch noch etwas mehr in dem Loden Reiche des Scheins, nämlich seine künstlerische Persönlichkeit. Die leichteren Reizungen sind ihm eben doch nur kleine Flammen, die hin und wieder aufzüngeln, Zündhütchen, die rasch ver- glimmen und wohl nicht immer den besten Geruch zurücklassen. 1841 wird er ins Pariser Konservatorium aufgenommen, welches damals unter Cherubinis Leitung stand, und das ist für ihn der erste entscheidende Schritt. Nun wird Tag und Nacht gebüßelt. Mit bretonischem Eigensinn radert er sich auf dem holprigen Wege vor- wärts. Allerhand Preise fliegen ihm zu, eine kleine Staatsunterstützung wird ihm bewilligt, doch sein Lebens- nut will nicht wachsen. Sommer noch hängt ihm um

* Journal de Edmond Got, sociétaire de la Comédie Française, publié par son fils Médéric Got, Troupe premier, Paris, Pion-Nourrit et Cie.